

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Zehn Wochen entscheiden über die Zukunft der Deutschen, zehn Wochen im Winter 1932/33. Ein Moment, in dem die Republik von Weimar ihre größte Krise erlebt: Während die einen in Luxus und Vergnügen schwelgen, hungern die anderen, weil sie keine Arbeit finden. Und der Reichstag ist bereits zum zweiten Mal innerhalb eines Jahres aufgelöst und neu gewählt worden.

Die Nationalsozialisten haben bei den Novemberwahlen Millionen Stimmen verloren, in der Parteikasse herrscht Ebbe – für sie heißt es: jetzt oder nie. Adolf Hitler will Reichskanzler werden, Josef Goebbels gibt den Scharfmacher. Kanzler Franz von Papen tritt zurück, will aber auch die neue Regierung wieder führen. Doch General Kurt von Schleicher bringt sich ebenfalls ins Spiel. Es wird verhandelt, intrigiert und gedroht.

Auf Basis von zahlreichen Tagebüchern, Briefen, Dokumenten und Zeitungsartikeln machen Rüdiger Barth und Hauke Friederichs das skrupellose Ringen um die Macht hautnah nachvollziehbar. Spannend beschreiben sie, wie die erste deutsche Demokratie mit jedem Tag weiter dem Untergang entgegensteuert. Am Ende zeigt sich: Egoismus, Machtkalkül und Ignoranz haben in dieser unseligen Geschichte eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Und Deutschland wie ganz Europa in eine Spirale der Gewalt geführt.

Rüdiger Barth, geboren 1972 in Saarbrücken, hat in Tübingen Zeitgeschichte und Allgemeine Rhetorik studiert. Er arbeitete 15 Jahre lang für das Magazin »Stern«, lebt als Autor in Hamburg und ist Mitgründer der »Looping Studios«.

Hauke Friederichs, geboren 1980 in Hamburg, hat in Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Hamburg promoviert, dazu Kriminologie, Politologie und Journalistik studiert. Er schreibt u. a. für »Die Zeit« und »Geo Epoche«.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Rüdiger Barth
Hauke Friederichs

DIE TOTENGRÄBER

DER LETZTE

WINTER

DER WEIMARER

REPUBLIK

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, November 2019

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Karte S. 412/413: Peter Palm, Berlin
Fotos S. 6/7: © Getty Images/Ullstein Bild
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-29973-7

INHALT

Die Totengräber	6
Vorspann: Die Lage	9
DER STURZ	
17. November bis 1. Dezember 1932	11
DER PLAN	
2. bis 15. Dezember 1932	97
STILLE NACHT	
16. Dezember 1932 bis 1. Januar 1933	163
IM STRUDEL	
2. bis 29. Januar 1933	235
AN DIE MACHT	
30. Januar 1933	363
Abspann	383
Quellen und Literatur	391
Making-Of	397
Dank	399
Chronik	401
Personenregister	405

DONNERSTAG, 17. NOVEMBER

Der Reichskanzler vor dem Sturz!

Heute fällt die Entscheidung

Der Angriff

Papen bietet Demission an

Rücktritt des Gesamtkabinetts? – Heute Vortrag bei Hindenburg

Vossische Zeitung

Regiert wird das Deutsche Reich von Preußen aus, von der Hauptstadt Berlin. In Wahrheit konzentriert sich die Macht nur auf eine Handvoll nebeneinanderliegender Häuserblocks. Man nennt dieses kleine Areal nach der Straße, an die es angrenzt, die »Wilhelmstraße«.

Wenn man den Reichstag verlässt, unter dem Brandenburger Tor hindurchläuft und hinter dem Hotel *Adlon* am Pariser Platz nach rechts biegt, hat man die Straße schon erreicht. Man passiert die britische Botschaft und das Landwirtschaftsministerium, dann kommt zur Rechten das Ensemble der Palais in den Blick, aus dem der Anbau der Reichskanzlei hervorsticht, errichtet vor einem Jahr, verkleidet mit Travertin.

Von der Straße sehen die Fassaden abweisend aus, aber dahinter erstrecken sich alte, große Gärten. Unterirdische Gänge führen auf der westlichen Seite der Wilhelmstraße von Gebäude zu Gebäude, auch über die Dachböden soll ein geheimer Weg verlaufen. Die Gärten sind durch Tore miteinander verbunden, die gerne für heimliche Besuche genutzt werden.

Die Kabinettsitzung, in der es für Regierungschef Franz von Papen um seine Karriere geht und in der General Kurt von Schleicher aus den Schatten treten wird, findet, soweit wir wissen, im Gartensaal der

Reichskanzlei statt. In den hellen Monaten ist dies dank der bodentieffen Fenster, die nach Westen zeigen, ein lichtdurchfluteter Raum. Ein sonniger, frischer Herbsttag ist angebrochen. An den Eichen, Ulmen und Linden hängt leuchtend das Laub, es sind Bäume darunter, die wohl schon hoch gewachsen waren, als Friedrich der Große hier spazieren ging.

Auf den hinteren Mauern, zur Friedrich-Ebert-Straße hin, wachen noch immer die Terrakotta-Adler des königlichen Preußens, auf den Häuptern vergoldete Bronzekronen. In diesem Häuserensemble hat Otto von Bismarck, der erste Kanzler des Deutschen Reiches, achtundzwanzig Jahre lang gelebt. Irgendwo in diesen Gärten, so erzählen es sich die Kinder der Bediensteten, die oft hier spielen, soll eine seiner treuen Doggen begraben liegen, und auch der Trakehnerhengst, der ihn 1866 über die Felder von Königgrätz getragen hat. An dieser Schlacht hat als Achtzehnjähriger auch Paul von Hindenburg teilgenommen, als Leutnant des 3. preußischen Garderegiments zu Fuß.

Heute ist Hindenburg fünfundachtzig Jahre alt und der wichtigste Mann Deutschlands. Im Weltkrieg war er der siegreiche Befehlshaber der Kesselschlacht von Tannenberg, später Chef der Obersten Heeresleitung, noch immer zehrt er von diesem Ruhm. Sein mächtiger Schnurrbart, die tiefen Falten um den Mund, die stahlfarbenen Bürstenhaare – er sieht in ruhigen Momenten aus wie ein Denkmal seiner selbst. Seit 1925 ist er der Reichspräsident, um dessen Wohlwollen alle buhlen. Um ihn, den Greis.

Auch die Minister und Staatssekretäre, die sich an diesem Morgen im Gartensaal versammeln.

Seit gestern streift der amerikanische Gewerkschaftsfunktionär Abraham Plotkin durch Paris. Er ist mit dem Frachtschiff von New York nach Le Havre gereist, als einer von fünf Passagieren, ohne jeden Komfort, eine bescheidene Anreise, wie er es mag. Und wie es sein Geldbeutel erlaubt. Er ist vierzig Jahre alt. Zu Hause hat er seine Anstellung bei der Textilgewerkschaft verloren – die Wirtschaftskrise.

Als er ein Junge war, wanderte seine Familie aus dem zaristischen Russland nach Amerika aus. Nun kehrt Plotkin nach Europa zurück, mit wenig mehr als der Kleidung, die er am Leib trägt, seinem Gehstock und seiner Schreibmaschine.

Kurz nach seiner Abreise hat er ein Tagebuch begonnen. Plotkin ist wissensdurstig und wortgewandt und hat einen Blick für die Lage der einfachen Menschen. Aber Frankreich ist nicht der Grund, warum er nach Europa gekommen ist. In vier Tagen wird er weiterfahren.

Sein Ziel liegt in Deutschland, wo er den Kampf der einfachen Leute miterleben will, die für ihre Rechte streiten. Er hat gehört, dass sich auf den Straßen Berlins Linksradikale und Rechtsradikale prügeln, dass es Tote gegeben hat. Die Hauptstadt zieht ihn magisch an. Alfred Döblins »Berlin Alexanderplatz« hat er aufgesogen, und jetzt will er in das Milieu eintauchen, das der Schriftsteller so eindrucksvoll geschildert hat. Er will Huren treffen, Krämer, Bettler und Ganoven. Er will sich die Nationalsozialisten anschauen, von denen alle sprechen, halb bang, halb gebannt. Es heißt, die Reden des Joseph Goebbels im Berliner Sportpalast seien in ihrer mitreißenden Suggestionskraft mit nichts vergleichbar. Für andere Touristen mag der November nicht die beste Reisezeit sein, um Berlin zu erkunden, der Monat, in dem gewöhnlich mit Macht der Winter über die Stadt kommt.

Plotkin kümmert das nicht. Er möchte von den Deutschen lernen.

Der mit seinen fünfzig Jahren langsam etwas füllig werdende Wehrminister Kurt von Schleicher trifft im Gartensaal ein. Auf Fotos wirkt er linkisch, sein Lächeln steif, aber meist blitzen seine Augen. Viele, die ihm zum ersten Mal begegnen, sind weniger von seinem Aussehen beeindruckt als vielmehr von seiner lebhaften Persönlichkeit. Kahl ist sein Haupt schon länger, groß ist er auch nicht, dennoch hat er Schlag bei den Frauen. Wer Schleicher nicht wohlgesonnen ist, erzählt Geschichten über seine wechselnden Liebschaften. Dass er verheirateten Frauen Blumenbouquets schicke, darunter Ehefrauen einflussreicher Männer. Dass er sich so Feinde fürs Leben schaffe.

In der Wilhelmstraße hatte er sich einen Ruf als eingefleischter Jung-

geselle erworben, der die Vorzüge des ungebundenen Lebens durchaus zu genießen wisse. Bis er im Juli 1931 Elisabeth von Hennigs heiratete, die Tochter eines Kavallerie-Generals. Eine Frau aus einer Soldatenfamilie.

Kurt von Schleicher entstammt ebenfalls einer Soldatenfamilie. Sein Urgroßvater starb 1815 in der Schlacht von Ligny, zwei Tage vor Waterloo, beim Sturmangriff auf Napoleons Truppen. Auch Kurts Vater wurde Soldat, zuletzt war er Oberstleutnant.

Wie Reichspräsident Hindenburg hat Kurt von Schleicher die militärische Laufbahn im 3. Garderegiment zu Fuß begonnen, und dort lernte er nach der Jahrhundertwende auch Hindenburgs Sohn Oskar kennen, mittlerweile dessen Adjutant, sowie Kurt von Hammerstein-Equord, den heutigen Chef der Heeresleitung.

Im Weltkrieg machte Schleicher rasch Karriere. Er diente seit 1914 in verschiedenen Stäben, organisierte, plante, lenkte und lernte Generäle kennen, die ihn schätzten und förderten. Generalmajor Wilhelm Groener wurde zu seinem Mentor, ein väterlicher Freund, der Schleicher machen ließ, auch jenseits der Befehlsketten. Zum Ende des großen Krieges war Schleicher schließlich Paul von Hindenburg zu Diensten, dem damaligen Chef der Obersten Heeresleitung. Der Kontakt riss auch danach nicht ab.

Fortan arbeitete der Offizier in der schlecht ausgeleuchteten Sphäre, in der Politik und Militär aufeinandertreffen. Schleicher war Chef des Ministeramts, der oberste Strippenzieher. Er traf die Spitzen der Parteien und knüpfte enge persönliche Bande – auch zu Reichspräsident Friedrich Ebert, dem Sozialdemokraten. Die von ihm aufgebaute »Wehrmachtsabteilung« im Ministerium unterstand direkt seinen Anweisungen: Dort wurde die Politik der Reichswehr gemacht – und wird es bis heute.

Als Wehrminister arbeitet Kurt von Schleicher oft bis in die Nacht, er schläft wenig und reitet schon bei Tagesanbruch eine Stunde durch den Tiergarten. Man sieht ihm sein Pensum trotzdem kaum an. Er redet stets eindringlich, mit Charme, mit Chuzpe, wie es ihm passt, ein Meister der kleinen Runden.

Kein deutscher Staatsbürger hat Kurt von Schleicher je in einer Wahl seine Stimme geben können. Dennoch war er es, der Hindenburg im Sommer dieses Jahres den Namen des Kanzlers Franz von Papen eingeflüstert hat, daran hegt wohl niemand Zweifel.

Am heutigen Morgen ist er pünktlich im Gartensaal zur Kabinettsitzung um elf Uhr erschienen.

Kanzler Franz von Papen, dreiundfünfzig Jahre alt, der Hausherr, trifft ein paar Minuten später ein. Er setzt sich, so erzählen es Beteiligte, an die Mitte des Tisches, gegenüber den hohen Fenstern, so dass er den Blick in den Garten schweifen lassen kann. Zu seiner Linken nimmt Schleicher Platz, sein Freund, dem er den überraschenden Karriere-sprung vor sechs Monaten verdankt. Sechs Monate, in denen Papen Schleicher als wichtigsten Ratgeber des Präsidenten abgelöst hat. Sechs Monate können lang genug sein, um aus Freunden Gegner zu machen.

Nur ein paar Schritte weiter brütet Präsident Paul von Hindenburg in seinem Büro über den Papieren. Der große Bismarck, der Einiger des Deutschen Reiches, hatte es fürwahr nicht so schwer wie er. Die Deutschen sind in der Krise völlig zerstritten, die Parteien, die sie wählen, rangeln um die Macht, und die innere Einheit des Volkes ist in höchster Gefahr. Außer ihm ist da niemand mehr, hinter dem sich eine Mehrheit der Deutschen versammelt. Nur Paul von Hindenburg kann Deutschland retten.

Anfang Juni dieses Jahres ist er aus dem renovierungsbedürftigen Reichspräsidentenpalais ausgezogen, in dem die Möbel schon mit Stützklötzen abgesichert werden mussten, weil sich die Holzfußböden hier und da bedenklich abgesenkt hatten. Seitdem arbeitet und empfängt das Staatsoberhaupt in der Reichskanzlei.

Erst in drei Wochen, am 6. Dezember, soll der Reichstag wieder tagen, und bis dahin sollte klar sein, wer der neue Kanzler ist. Aber wen soll Hindenburg jetzt bestellen? Gemäß den Gepflogenheiten müsste er den Vertreter der stärksten Fraktion im Reichstag mit der Regierungsbildung beauftragen. Das wäre Adolf Hitler, »Führer« der

Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, sein Gegner aus der Präsidentschaftswahl im April. Im Parlament stellt die Partei in Hermann Göring seit Ende August erstmals den Reichstagspräsidenten, eines der höchsten Ämter des Reiches. Ihre Abgeordneten provozieren häufig mit Zwischenrufen, stören den Betrieb, einmal haben sie einen linken Journalisten im Parlamentsrestaurant so zusammengeslagen, dass ihr Opfer ins Krankenhaus musste – ein alles in allem widerlicher Haufen. Kaum vorstellbar, dass bei diesen Volksvertretern die Staatsgeschäfte in guten Händen wären. Lieber wäre es Hindenburg, wenn Franz von Papen Kanzler bliebe, ein Konservativer, dessen steter Frohsinn ihm nach wie vor gefällt. Da wäre allerdings auch noch Kurt von Schleicher, der vor allem aufs Militär setzt. Manche sagen, Schleicher sei spitzzünftig und schwer zu durchschauen. Aber Hindenburg verlässt sich schon lange auf diesen wachen Kopf.

Politik ist verzwickt, erst recht für einen ewigen Soldaten. Kompromisse entstehen nicht auf Befehl. Und die Demokratie ist die komplizierteste Form der Politik. Aber wie auch immer er sich entscheidet, Hindenburg muss Schaden vom deutschen Volk abwenden.

Und von seinem eigenen Nachruhm, versteht sich.

Hindenburgs Mann im Gartensaal heißt Otto Meissner, seit 1920 Leiter des Büros des Reichspräsidenten. Der Sohn eines Postbeamten aus dem Elsass, zweiundfünfzig Jahre alt, spricht fließend Französisch und Russisch. Er ist promovierter Jurist, arbeitete zunächst bei der Eisenbahn. Im Weltkrieg stieg er bis zum Hauptmann auf, er hat Hindenburg 1915 kennengelernt.

Otto Meissner ist ein pragmatischer Mensch. Bereits am 7. Mai 1932 hat er gemeinsam mit Hindenburgs Sohn Oskar sowie General Schleicher einflussreiche Nationalsozialisten um Adolf Hitler getroffen. Sie sprachen darüber, wie das Kabinett um den eigensinnigen Kanzler Heinrich Brüning elegant zum Rücktritt gezwungen werden könnte, um Platz für einen Neuanfang zu machen.

Der Plan ging auf. Nun, wenige Monate später, ist es der geschmeidige Papen, der unter Druck steht.

Seit einem halben Jahr sitzt Carl von Ossietzky in Haft, der Herausgeber der linksintellektuellen Zeitschrift *Weltbühne*. Wegen angeblichen Geheimnis- und Landesverrats. Er hat einen Artikel über die geheime Aufrüstung der Reichswehr gebracht: »Windiges aus der Luftfahrt«. Den Militärs war der Pazifist seit langem verhasst, nun haben sie zurückgeschlagen.

»Vaterlandsverräter« ist ein Vorwurf, der Ossietzky trifft. Schließlich hatte die Armee gegen Reichsgesetze verstoßen! Ihre verdeckte Aufrüstung und damit die Verstöße gegen den Versailler Vertrag waren sogar schon Thema im Reichstag, alle Dokumente, die in dem *Weltbühne*-Artikel zitiert sind, alle Daten und Fakten waren schon zuvor öffentlich gewesen. Geheimnisverrat?

Immerhin, ein zweites Verfahren der Staatsanwaltschaft gegen ihn wird in diesen Stunden niedergeschlagen. Sein wichtigster Autor Kurt Tucholsky hatte in der *Weltbühne* geschrieben: »Soldaten sind Mörder«. Die Reichswehr sah sich in ihrer Ehre gekränkt.

Ossietzky, dreiundvierzig Jahre alt, leidet in seiner Einzelzelle unter der schlechten Verpflegung und vor allem unter dem Rauchverbot.

Unter Intellektuellen und Linken gilt er als Justizopfer. Im Mai, beim Haftantritt, geleiteten ihn zahlreiche Schriftsteller zum Gefängnis Berlin-Tegel. Arnold Zweig war dabei, Lion Feuchtwanger, Erich Mühsam und Ernst Toller. Ossietzky hielt eine kurze Rede: Bewusst gehe er in Haft, um so für die 8000 politischen Gefangenen zu demonstrieren, »die unbekannt im Dunkel der Gefängnisse schmachten«. Kein Sonderrecht und keine Sonderstellung verlange er. »Ungebessert« wolle er entlassen werden.

Erst am 10. November 1933 soll es so weit sein. Fast ein ganzes Jahr noch.

Keiner hatte mit Franz von Papen gerechnet, im Juni dieses Jahres, als er Kanzler wurde, er kam vom rechten Rand der Zentrums-Partei, und jetzt hat er nicht vor, so schnell wieder abzutreten. Kanzler soll er vor allem geworden sein, weil Schleicher ihn für steuerbar hielt.

Eigentlich wollte Papen dieser Tage nach Mannheim reisen, um

die neue Rheinbrücke einzuweihen, und in Württemberg und Baden erwartete man den Kanzler zum »Staatsbesuch«, wie die Zeitungen schrieben. Alles abgesagt. Gestern haben die Führer des konservativen Zentrums Papen mitgeteilt, dass sie zwar »dem Gedanken einer Politik der nationalen Konzentration grundsätzlich zustimmen«, dass er aber für eine solche Koalition nicht der geeignete Kanzler sei. Sie sprachen von drohenden chaotischen Zuständen, falls er bleibe, am besten solle Papen gleich zurücktreten. Sozialdemokraten und Nationalsozialisten haben sich auf ein Treffen gar nicht erst eingelassen.

Papen hat all dies registriert. Natürlich schmolten die Leute vom Zentrum, er war ja mal selbst einer von ihnen, jetzt fühlen sie sich von ihm verraten.

Im Krieg war er ein treuer Offizier des Kaisers – als Agent und Saboteur in Washington, als Kommandeur an der Westfront und als Major in der Türkei. Als Abgeordneter vertrat er danach für das Zentrum reaktionäre, nationalistische Positionen. Und nun regiert er ohne Mehrheit die ungeliebte Republik als Kanzler. Papen schwebt eine Verfassungsreform vor: den Reichstag für ein halbes Jahr lahmzulegen, und dann dem Volk eine neue Verfassung zur Abstimmung vorzulegen. So will er die lästigen Nachteile des Parlamentarismus beseitigen.

Papen stammt aus einem begüterten Adelsgeschlecht, mit achtzehn war er Page am kaiserlichen Hof in Berlin. Seine Ehefrau ist Erbin des Keramikherstellers Villeroy & Boch. Geldsorgen kennt Papen nicht. Spötter nennen ihn einen »Herrenreiter«, aber Freunde des Reitsports gibt es viele in Berlin. Wenn Papen auf seinem Pferd durch den Tiergarten trabt, mit verwegener Mütze und Fliege, sieht das gekonnt aus.

Die Verfassungsreform, die er anstrebt, würde einen ersten Schritt zurück zur Monarchie bedeuten – oder wenigstens zu einer autoritären Regierung. Papens Traum. Es wäre allerdings eine Art Staatsstreich.

Für Frederic M. Sackett, den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika in Berlin, gibt es ein Problem: Personell ist sein Haus erschreckend schwach aufgestellt. Und die Herren in Washington machen ge-

rade ordentlich Dampf. Aus Berlin kommen ihnen zu wenige Lageberichte, Analysen, Einschätzungen.

Dabei hat er dem State Department erst vor ein paar Wochen geschrieben, Hitler sei »einer der größten Showleute seit P. T. Barnum«, dem Zirkusunternehmer, und Joseph Goebbels nannte er bei dieser Gelegenheit Hitlers »silberzüngigen Leutnant«. Seit 1930 ist Sackett in der Stadt, das macht ihn zu einem Veteranen in der Botschaft, in der es kaum Diplomaten gibt, die schon längere Zeit in Deutschland leben. Und nur wenige beherrschen die deutsche Sprache. Etatkürzungen haben auf allen Ebenen ihre Spuren hinterlassen. Viele Mitarbeiter sind jung und unerfahren. Geheimdienstliche Tätigkeiten existieren nicht. Kurzum: Die US-Botschaft, die neuerdings in der Bendlerstraße beheimatet ist, ist ein inkompetenter Laden.

Frederic M. Sackett selbst, dreiundsechzig Jahre alt, ist noch immer, man muss es so sagen: persönlich beleidigt. Mit Kanzler Heinrich Brüning hatte er ein exzellentes Verhältnis aufgebaut, auf der Nähe zum Zentrums-Mann fußte seine ganze Strategie: Dessen Regierung zu helfen, die deutsche Wirtschaft zu stabilisieren, Brünings vernünftigen Kurs gegen die extremen Parteien zu unterstützen – das war sein Credo.

Seit Juni 1932 aber ist alles anders. Brüning ist abserviert. Dessen Nachfolger Franz von Papen ist für die Amerikaner Persona non grata. Im Weltkrieg war Papen Militär-Attaché in Washington, baute heimlich für die Deutschen einen Agentenring auf, wobei er sich so dreist verhielt, dass er des Landes verwiesen wurde. Wie mit Papen umgehen? Ignorieren, das ist die einzige Möglichkeit.

In den letzten Wochen hat sich Sackett zu Hause im Wahlkampf für seinen Freund, den Präsidenten Herbert C. Hoover, aufgerieben – letztlich vergeblich. Nun ist er zurück in Berlin und versucht, sich in diesen turbulenten Tagen einen Überblick zu verschaffen. Allein der Gedanke, dass die Nationalsozialisten an die Macht kommen könnten: unerträglich.

Papen braucht mehr denn je Unterstützung, um nicht zum Rücktritt gezwungen zu sein. Er ergreift im Gartensaal das Wort.

Der Reichspräsident müsse sich nochmals an die Parteiführer wenden, sagt er, für eine Regierung der »nationalen Konzentration« mit ihm als Kanzler werben. Aber das Reichskabinett dürfe nicht den Eindruck erwecken, an der Macht zu kleben. Ausgerechnet Kurt von Schleicher, der Wehrminister, stimmt sofort zu. Nur durch eine Demission des gesamten Kabinetts könne man die in nationalen Kreisen betriebene »Brunnenvergiftung« bekämpfen. Er meint jene Gerüchte, laut denen diese Regierung schuld sei, dass es noch immer keine breite nationale Front gibt.

Man grummelt anerkennend in der Runde. Hier ist das »Kabinett der Barone« versammelt, wie es im Volksmund heißt. Die meisten Herren tragen ein »von« im Namen, sie stammen aus adeligen Familien. Sie wurden von Papen jedoch nicht nur wegen ihrer Herkunft ausgewählt. Es sind ehrenwerte Fachleute darunter.

Nun gut, sagt Kanzler Papen.

Offenbar gibt er auf.

Er werde dem Reichspräsidenten mitteilen, sagt er, dass sein gesamtes Kabinett bereit für den Rücktritt sei.

Stille kehrt ein im Raum. Draußen, im Garten, lassen die schrägen Sonnenstrahlen das Laub glänzen. Keiner seiner Minister widerspricht dem Regierungschef. Schleicher lässt sich seine Genugtuung nicht anmerken. Papen hat sich innenpolitisch längst als Dilettant entpuppt, unfähig, breite Bündnisse zu schmieden.

Papen nickt. Ist es vorbei? Entgleitet ihm so schnell wieder das höchste Amt?

Carl Schmitt, Professor für Staatsrecht, berät die Reichsregierung in einem hochverwickelten Fall, der als »Preußenschlag« in aller Munde ist. Reichspräsident Hindenburg hatte im Juli per Notverordnung die preußische Landesregierung abgesetzt und seinen Vertrauten, Kanzler Franz von Papen, als Kommissar eingesetzt. Ein Bollwerk der SPD und der Republik war geschleift. Seine Begründung: Die Sozialdemokraten

hätten die Gewalttaten von Kommunisten nicht verhindert und somit die innere Lage in Preußen nicht im Griff. Beim »Altonaer Blutsonntag« waren kurz zuvor achtzehn Menschen gestorben, während Nationalsozialisten durch ein kommunistisches Viertel marschiert waren. Für fast alle Toten waren allerdings Polizisten verantwortlich, die wild durch die Gegend geschossen hatten.

Mit Gewalt haben sich die Sozialdemokraten gegen diese Attacke Papens nicht gewehrt: nicht ihren Kampfbund, das »Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold«, losgeschickt, auch nicht zum Generalstreik aufgerufen wie beim Kapp-Putsch 1920. Sie stehen zum Staat – auch wenn dieser sie bekämpft. Der Kampf der deutschen Sozialdemokratie führt über den Rechtsweg. Als treue Republikaner glauben sie an die Unabhängigkeit der Justiz, und nun läuft eine Klage der abgesetzten preussischen Regierung Otto Brauns am Staatsgerichtshof in Leipzig. Auch die Länder Bayern und Württemberg haben die höchsten Richter der Republik angerufen. Sie fürchten, dass sie die Nächsten sein könnten, deren Macht gebrochen werden soll.

Schlägt nun die Stunde Adolf Hitlers?

Der »Führer« der Nationalsozialisten will endlich an die Macht. Sein jüngstes Antwortschreiben an Franz von Papen hat an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriggelassen: »Das Einzige, was mich mit Bitternis erfüllt, ist, zusehen zu müssen, wie unter der wenig glücklichen Hand Ihrer Staatsführung, Herr Reichskanzler, von Tag zu Tag von einem nationalen Gut vertan wird, an dessen Schaffung ich vor der deutschen Geschichte einen redlichen Anteil besitze.«

So kündigt Hitler das Ende einer Zusammenarbeit, die noch gar nicht begonnen hat. Es sind markige Worte von einem Parteiführer, der auch sonst in diesen Tagen markig auftritt. Die Entschlossenheit mag nicht gespielt sein, doch die Zuversicht ist es sehr wohl.

Tatsächlich ist man dieser Tage nervös bei der NSDAP. Zum ersten Mal seit 1930 haben die Nationalsozialisten bei der Wahl am 6. November massiv Wähler verloren – zwei Millionen! –, der Höhepunkt der Zustimmung scheint überschritten. Schwere Finanzsorgen plagen die

Partei. Die Wahlkämpfe waren horrend teuer, über Wochen reiste Hitler täglich im Flugzeug von einem Auftritt zum nächsten, um allgegenwärtig zu erscheinen. Und Zehntausende Männer der Sturmabteilung marschieren nicht für lau: Lokale, Küchen und Heime der SA haben große Summen gekostet. Die Banken geben keine neuen Kredite, die Förderer aus der Industrie halten sich mit weiteren Spenden zurück. In der Organisation selbst bereitet Hitler sein Widersacher Gregor Strasser Ärger. Strasser plädiert für einen pragmatischen Kurs und hat einige Abgeordnete der Reichstagsfraktion und manchen Gauleiter hinter sich versammelt.

Auch die Kassenlage des wichtigen Berliner Gaus ist trostlos – dazu erreicht dessen Leiter Joseph Goebbels dieser Tage ein Bericht seiner Leute. »Nur Ebbe, Schulden und Verpflichtungen«, klagt er später in seinem Tagebuch, »dazu die vollkommene Unmöglichkeit, nach dieser Niederlage irgendwo Geld im größeren Umfange aufzutreiben.«

Goebbels schickt die SA-Männer wieder mit dem Klingelbeutel auf die Straße, besser als Bettler auftreten als gar nicht präsent sein. Aber wenn der Griff zur Macht dieses Mal nicht glückt, kann es gut sein, dass die nationalsozialistische Bewegung in diesem Winter ihren Antrieb, ihre Anziehungskraft, ihre Glaubwürdigkeit verlieren wird – und schließlich zerbricht.